



LARS  
GUSTAFSSON  
Frau Sorgedahls  
schöne weiße  
Arme

ROMAN  
HANSER



Hanser eBook

Lars Gustafsson

Frau Sorgedahls  
schöne weiße Arme

Roman

Aus dem Schwedischen  
von Verena Reichel

Carl Hanser Verlag

Die schwedische Originalausgabe erschien 2008  
unter dem Titel Fru Sorgedahls vackra vita armar  
bei Atlantis in Stockholm.

Das Motto von Marcel Proust wird zitiert in der Übersetzung  
von Eva Rechel-Mertens, revidiert von Luzius Keller,  
© Suhrkamp Verlag Frankfurt 2002.

Das zweite Motto stammt aus einer Meditation von Jelena Selin in der Internetzeitschrift »Notizen  
von einer Insel« vom 21. 9. 2005.

ISBN 978-3-446-24257-9

© Lars Gustafsson 2008

Alle Rechte der deutschen Ausgabe

© Carl Hanser Verlag München 2009

Unser gesamtes lieferbares Programm und viele andere Informationen  
finden Sie unter [www.hanser-literaturverlage.de](http://www.hanser-literaturverlage.de)

Erfahren Sie mehr über uns und unsere Autoren auf [www.facebook.com/HanserLiteraturverlage](https://www.facebook.com/HanserLiteraturverlage) oder  
folgen Sie uns auf Twitter: [www.twitter.com/hanserliteratur](https://www.twitter.com/hanserliteratur)

Datenkonvertierung E-Book: le-tex publishing services GmbH, Leipzig

# Inhalt

- 1 Der verpasste Bus
- 2 Der Zimtbirnbaum
- 3 Die kleinen Kästen mit Schrauben
- 4 Inmitten der Musik gefangen
- 5 1954: Frau Sorgedahl holt ihre Kamera
- 6 Der erste Schneesturm
- 7 Die Wohnung
- 8 Die Möwen umkreisen unruhig das Haus
- 9 Von dem guten Studienrat Westerberg und seinen Leiden
- 10 Die Gesellschaft im Heizungskeller
- 11 Slipsten versenken
- 12 Nicht die Dämonen
- 13 Die Beerdigung des Kosmologen
- 14 Blumen gießen
- 15 Die Gießers gehen zum Boot
- 16 Der Hecht
- 17 Ingelas silbriges Lachen
- 18 Geheimnisse zwischen Liebenden
- 19 Eine Welle erreicht uns am Strand
- 20 Der wunderbare Tag
- 21 Bischof Billing träumt
- 22 Das Mädchen und die Orgel in der Kirche von Haraker

- 23 In der Nähe der Seen
- 24 Der Himmel verdunkelt sich rasch
- 25 Dufvenbergs Hund
- 26 Die Blinde
- 27 Das Ende der Erzählung von Dufvenbergs Hund
- 28 Die Münzen, die nur eine Seite haben
- 29 Ehe die Tore sich schließen
- 30 Stromaufwärts, zu den Schleusen hin

»Ich war die einzige Person, die dazu imstande war. Aus zwei Gründen: mit meinem Tod würde nicht nur der einzige Bergarbeiter verschwunden sein, der befähigt war, diese Erze zu schürfen, sondern auch das Vorkommen selbst ...«

*Marcel Proust, Auf der Suche nach der verlorenen Zeit, Bd. 7: Die wiedergefundene Zeit*

»Nicht die Dämonen sind das Bedrohliche, sondern die einförmige Masse des Nichts. Dämonen kann man bekämpfen, ausfragen, durchleiden, die Faust gegen sie ballen. Das Nichts versteckt sich in allem, wie eine unendliche Wahrheit, wenn man aufhört, sich zu bemühen, Lügen zu konstruieren, nachdem das Fest zu Ende ist. Das Nichts erweist sich als die eigentliche Natur der platonischen Ideenwelt.«

*Jelena Selin, Notizen von einer Insel*

## Der verpasste Bus

Wir nehmen an – gerade weil es absurd ist –, dass ich nicht existiert habe.

Wir nehmen an, dass es an jenem Abend zu viel Schnee gab. Der gelbe Bus des Busunternehmens blieb schon beim Fjellsta gård stecken. Mein Vater und seine Mutter mussten nach Hallstahammar zum Haus des Klempners Westerberg zurückkehren. Es wurde nichts aus dieser Versammlung im Lutherischen Saal. Während der Bus aus den Schneewehen herausgezogen wurde, durften mein Vater und seine schon damals ziemlich alte Mutter in die Küche der Anderssons in Fjellsta eintreten. Mit denen sie irgendwie verwandt waren. Und dort hätten sie in der großen, warmen, nach Kaffee duftenden Hofküche gesessen, und ein paar Stunden wären vergangen. Stunden, in denen sich entschieden hätte, dass ich nicht existieren würde. Niemand hätte mich vermisst. Nicht einmal Gott. Was für ein wunderbares Versteck! Nicht zu existieren. Und wenn der Bus schließlich loskäme, wäre es längst zu spät.

Und meine Mutter? Sie würde mit Großmutter Emma da sitzen und all die tristen alten Erweckungslieder durchleiden. Und komisches Gerede über einen unbegreiflichen Menschengott anhören und über die Notwendigkeit, Herrenunterwäsche nach Afrika zu schicken. Eine herrliche Begegnung. Und sie würden zusammen nach Hause spazieren, vom Missionssaal in der Kristinagata die Djäknebergsgata entlang und dann diese Treppe, die Steintreppe hinunter zum Lustigkullaväg. Sie verabschieden sich von dem blinden Pastor Svanholm mit dem langen weißen Bart und dem weißen Stock. Er wird von seiner Frau nach Hause begleitet. Und die beiden Frauen, die alte mit dem glockenförmigen Hut und die junge, dünne mit der Brille,

sind immer sporadischer im dichter werdenden Schneefall zu erblicken, unter den spärlich verteilten Straßenlaternen.

Und auf diese Weise verschwinden sie aus dieser Erzählung. Genau genommen, bevor sie es schafften, hineinzukommen.

Und ich mit ihnen. Es gibt mich nicht. Ich habe niemals existiert. So einfach ist das.

## Der Zimtbirnbaum

Wenn ich es mir überlege, bin ich überhaupt nicht zufrieden mit meinen Eltern.

Ich sage das, weil mein Vater Frau Sorgedahl anrief und sich beschwerte. Er habe im großen und ganzen den Eindruck, es sei nicht gut für uns, dass ich und die Gruppe in ihrem Haus verkehrten. Ich weiß nicht, was sie antwortete. Ich hoffe, sie hat etwas sehr Schroffes und Gemessenes geantwortet. Ich war auf ihrer Seite.

Er hatte wirklich keinen Grund zur Klage.

Was wäre gewesen, dachte ich, hätte mein Vater an jenem Februarabend nicht dieses dünne Mädchen mit der Brille im Saal des Lutherischen Missionsverbands in Västerås getroffen? Gewiss wäre das sehr viel besser für ihn gewesen. Wie viele triste Streitigkeiten, wie viele ungerechte, herabsetzende Worte wären ihm erspart geblieben!

Dann hätte er natürlich nie das Geld für diesen Feinkostladen leihen können, aber das hätte keine wirklich bedeutende Rolle gespielt. Er machte ja in jedem Fall nach nur einem Jahr Konkurs. Es waren harte Zeiten, Anfang der dreißiger Jahre. Das will ich euch sagen, dass derjenige, der damals dabei war, weiß, was harte Zeiten bedeuten.

Aber klar ist, ich hätte nicht existiert.

Doch alles, was ich bis jetzt erzählt habe, ist im Grunde unwesentlich. Umso wichtiger ist der Zimtbirnbaum. Wie wunderbar er im Frühling duftete. Und mit seinen schweren Ästen, voll kleiner, bräunlicher Birnen. Die – sorgfältig geschält, gekocht, mit Zimt in ihrem eigenen Saft in Einmachgläsern

konserviert – tatsächlich eine Ahnung von einem Paradies vermitteln konnten.

Und existierte er nicht in dieser Welt, so existierte es in einer möglichen Welt. Und existierte es in einer möglichen Welt, so war dieses Paradies dennoch hier denkbar.

Es ist eigentlich dieses Paradies, von dem diese Erzählung handelt.

Es war ein ganz anderer Winter, in dem ich ihn wiedersah, und es mag wohl das letzte Mal gewesen sein, dass dieser Baum noch auf dieser Erde stand, nämlich im Winter 1983. Der ganze alte Klempnergarten wurde, wenn ich richtig informiert bin, später umgegraben und musste einem völlig überflüssigen Neubau weichen.

Ich glaube, dort, wo Westerbergs Klempnerei einst lag, steht jetzt ein Bestattungsunternehmen. Aber ich kann mich durchaus täuschen. Das große weiße Haus in der Straße mit Strands Herrenmoden und Hultins Friseursalon war jedenfalls das Haus des Klempners. Die eigentliche Klempnerei lag hinten im Hof. Westerbergs Bruder Ragnar hatte eine Klempnerei oben in Sala, und sein Bruder Napoleon hatte eine Klempnerei in Norberg. Warum alle Brüder sich als Klempner betätigten und wie es dazu gekommen war, davon habe ich keine Ahnung. Fragt mich nicht.

Sie betätigten sich als Klempner. Ich beschäftige mich mit etwas anderem. Oder ich habe mich mit etwas anderem beschäftigt. Das ist der einzige Unterschied. Aber mit den Jahren wird auch der ziemlich bedeutungslos.

Es war kein kleiner Teil der Regenrinnen und Sturzrohre von Västerås, ganz zu schweigen von Blitzableitern und Kupferbeschlägen auf Kirchendächern und Kirchtürmen, Leichenschauhäusern und anderen Gebäuden, dazu gedacht, für ewige Zeiten zu halten, um die sich diese flinken Klempner und ihre Vorarbeiter, Gesellen und Lehrlinge zu kümmern hatten.

Hinten an der Rückseite, mit der Wand direkt zum Grundstück des böartigen Nachbarn Odlander, lag der einzige einstöckige Holzbau der Klempnerei, wo Transmissionsriemen von einer ständig rotierenden Welle herunterflutschten, wo Blehscheren wie große Kirchenglocken klangen und

läuteten und die Transmissionsbänder auf ihren schlecht geölten Laufrädern unter der Decke kreischten wie Dämonen.

Und als wäre es nicht genug gewesen mit mechanischen Scheren und Biegevorrichtungen und Schmiedeessen fürs Schmelzen und Löten und Blechvorräten und Rohrvorräten, gab es auch eine Wohnung am hinteren Zaun. (Hinter dem Zaun verlief eine Straße, aber ich habe vergessen welche, ob es die Landstraße in nördlicher Richtung hinauf nach Norrheden und Surahammar war, oder ob es nur ein Weg war, hinter dem es noch mehr Zimtbirnbäume gab.) In dieser unfassbar kleinen Wohnung lebte also der Vorarbeiter Nordström mit Frau und vier Kindern. Ich habe diese Wohnung viele Jahre später wiedergesehen, und ich versichere, dass es unbegreiflich ist, wie sechs Menschen dort schlafen konnten. Sie müssen praktisch aufeinander gelegen haben. Im Zimmer – das zugleich Küche war – im Essensdunst von Kohlrübenpüree und Kohlsuppen.

Aber es war der Zimtbirnbaum, von dem ich sprechen wollte. Tatsächlich erinnere ich mich an keine anderen Bäume aus diesem Garten als Zimtbirnbäume. Aber es muss noch andere gegeben haben.

Viele Jahre später, als ich alte Papiere ordnen wollte, es war im Sommerhäuschen meiner Eltern in Norrheden, fand ich in einem Verschlag einen Schuhkarton aus den vierziger Jahren, in dem Illustrierte und vergilbte Quittungen und seit Jahrzehnten ungültige Anglerkarten lagen, und dazwischen Großmutter's Rezeptbuch. Ein schwarzes Heft, beschrieben mit einer sehr klaren, sehr ordentlichen Handschrift. Da gab es alle Arten von Kompott und Marmeladen und alle möglichen Methoden, Birnen für eine längere Dauer einzulegen. Alle Maße in Pfund – wie ich hoffentlich schon erwähnt habe, war diese Frau im Jahr 1871 geboren – und genau angegeben, was über Nacht eingelegt werden musste, was an Ingwer oder Zimt hinzugefügt werden sollte und auf welche Weise der Saft behandelt und mit Zucker eingekocht werden sollte.

Es waren natürlich nicht die einzigen Rezepte in diesem Buch. Es gab Hunderte. Eins, bei dem ich mich lange aufhielt, handelte von einer Soße zu frittierten Krebschwänzen. Es ist so ungeheuer lange her, seit jemand in

Schweden einen Krebs frittiert hat. Und ich selbst habe seit den siebziger Jahren kein einziges schwedisches Krebsessen mehr erlebt.

Aber nicht von dem Kochbuch wollte ich erzählen – an und für sich ein bemerkenswerter Fund, den ich jetzt hier unter anderen Raritäten verwahre –, sondern vom Geschmack der Zimtblirnen, der war, wie er war. Ohne irgendwelche Zusätze, exotisch und zugleich wohlbekannt, und mit einer kleinen Spur von Gefährlichkeit, wenn die Früchte lange, aber nicht zu lange im feuchten Gras der Nacht gelegen hatten.

In seiner Mischung aus etwas Fremdem, ja, Orientalischem, und etwas sehr Wohlbeantem erinnerte mich dieser Geschmack an die christliche Religion – jedenfalls so, wie sie von meiner frommen Pflingstgroßmutter und ihrer halb verrückten Schwester praktiziert wurde.

Diese Frömmigkeit, die sich offenbar von einer Art geistiger Krise herleitete, welche die beiden bei einem Besuch in der Kuranstalt von Sätra Brunn überkommen hatte – diese kerngesunden alten knochigen Frauen klagten eigentlich ununterbrochen über verschiedene rheumatische Schmerzen – und sie ein Jahrzehnt später zur Pflingstbewegung hingeführt hatte, war eigentlich etwas Unbegreifliches.

Sie passte überhaupt nicht zu allem übrigen an ihnen: ihrem ruhigen, alltäglichen, fleißigen und sparsamen Umgang mit Kartoffeläckern und Birnbäumen.

Der Baum war groß, er war wie ein schützendes Dach, und der exotische, würzige Geschmack der Birnen – besonders, wenn sie etwas überreif geworden und ins Gras gefallen waren – hatte nicht seinesgleichen. Beim ersten Mal, als ich dorthin kam – ich erinnere mich, dass ich mit Sten-Åke, meinem Cousin, spielte und mit einem großen braunen irischen Setter, dessen weiches Fell sich unter den Händen so fein anfühlte –, beim ersten Mal, als ich dort mit den Eltern auf Besuch kam, fand ich, dass diese Zimtblirnen etwas vollständig Überwältigendes waren.

Sie waren, genau wie Großmutter Tekla, in der gewöhnlichen Welt nicht recht zu Hause. Ihre Hände waren wie Baumwurzeln. Und sie hielten sich an einer fast gänzlich zerlesenen Bibel fest.

Irgendwie war sie es, die mich eine Reihe von Wahrheiten zu verstehen lehrte, die ich sonst nie verstanden hätte.

Großmutter erklärte mir, dass es etwas noch Hässlicheres gibt, als Gottes Existenz zu leugnen. Und zwar, zu glauben, es gäbe mehrere Götter. Und dass man, wenn man an mehr als einen Gott glaubte, keinen Teufel brauchte. Man könnte sich ja immer an einen neuen Gott halten, um das Unerwünschte und Unerwartete zu erklären.

Der Teufel war nützlich, wenn man nur einen einzigen Gott hatte. Aber hatte man ihn erst mal in seinem System, war es nicht ganz leicht, ihn wieder loszuwerden.

Es schien, als hätte auch das Christentum mehr als einen Gott. Aber von den dreien war es eigentlich nur der eine, der sie interessierte: Jesus. Der Gott, der Mensch geworden war. Oder, wenn man so will, der Mensch, der Gott geworden war.

Das heißt: An den Heiligen Geist glaubte sie auf ihre Art. Der Heilige Geist, ein sehr luftiges Wesen, war es ja, der die Gemeindemitglieder von Betania zum Zungenreden befähigte, wenn es ernst wurde.

Die Theologie der beiden Schwestern war nicht ganz leicht zu begreifen. Aber sie glaubten daran. Ihre Rede, wenn sie auch nur von der Art, wie man Zimtbirnen einlegt, handelte, war ein einziges frommes Raunen, Murmeln, Tuscheln, Tasten – ich weiß nicht recht, wie ich es beschreiben soll.

Sie konnten den eigentümlichen Eindruck erwecken, unter Schockwirkung zu stehen. Einen Menschen, der gerade aus einem brennenden Autowrack entkommen ist oder vielleicht um Haaresbreite eine Zugentgleisung überlebt hat und gerade aus den Trümmern hervorgekrochen ist, stelle ich mir auf diese Weise vor. Nur bei einer solchen Person ist es denkbar, dass sie auf diese wimmernde, winselnde, quengelnde, weinerliche Art spricht.

Es besteht kein Zweifel daran, dass sie etwas erlebt hatten. Alle Menschen in diesem Alter haben eine Menge Teufelszeug erlebt, und möglicherweise mit etwas Glück auch ein paar Dinge, die nicht so schlecht waren. Diese alten Frauen mit ihren geäderten dünnen Armen, ihren komischen kleinen schwarzen Hüten und ihrem störrischen, zu einem

Nackenknoten zusammengesteckten Haar hatten fast ausschließlich Unannehmlichkeiten erlebt. Die eine hatte ihren Mann verloren, den einzigen Mann, den sie je hatte, und war irgendwann in ihren Dreißigern alleinstehend – wie es heißt – mit einem sechsjährigen Sohn zurückgeblieben und hatte dann mit dem Jungen wie ein Appendix im Klempnerhaus gelebt. Und die andere hatte so viel Elend durchgemacht, dass wir hier nicht darauf eingehen können, es wäre zu ermüdend. Aber beide hatten dieses sonderbare Erlebnis gehabt, das sie Erlösung nannten. Ja, ich kenne sehr wohl den zweiten Paulusbrief und die ganze lutherische Art zu reden; ich weiß durchaus, dass »Erlösung« hier »Erlösung von der Sünde« bedeutet (was immer Sünde auch sein mag, der Inhalt des Begriffs scheint wild mit dem Benutzer zu wechseln), und nicht, was »Erlösung« im altmodischen, redlichen Urchristentum bedeutet, nämlich ganz einfach die Erlösung vom Tod. (Warum dieses Gerede vom ewigen Leben? Der Mensch hat ja ein ewiges Leben, solange er nicht tot ist. Ist er tot, kann er ja nicht leben. Aus dem einfachen Grund, weil es ihn nicht gibt. Und wozu sollte es gut sein, nach dem Tod weiterzuleben?)

Kurz gesagt: Ich bin weder ein theologischer Ignorant noch eine Unschuld, aber was diese alten grauen Frauen aus der västmanländischen Ebene mit ihren Putzfrauenknien, ihren weißen Wimpern und Haarknoten mit »Erlösung« und »Sünde« meinten – das herauszufinden, bin ich noch heute vollständig unfähig.

Aber für sie war es wichtig, ja, das einzig Wichtige.

Wenn man mit den Schwestern sprach, hatte man das Gefühl, dass so etwas wie die Briefe des Paulus und die Taten der Apostel unwichtig waren. Ja, selbst die Evangelien versanken im Dunkel, verglichen mit dem immer Wiederkehrenden, alles Überschattenden: der Apokalypse und der Welt, die bald vor ihrem Untergang stehen würde.

Natürlich versuchte ich, die Schwestern zu ärgern. Ich sagte: Gewiss, der Mensch ist unsterblich. Jeder Mensch ist unsterblich, solange er noch nicht gestorben ist.

Solche Versuche nahmen sie geradezu erschreckend ruhig hin. Mit der Ruhe von Personen, die wissen, wie es sich eigentlich verhält, die aber trotzdem aus reiner Großzügigkeit mit Narren und Ignoranten verkehren. Natürlich hielt ich diese Großmutter und ihre Schwester für verrückt. Doch ihre Verrücktheit fesselte mich. Ich konnte es nicht lassen, mit ihnen zu diskutieren.

Sie wussten Bescheid – und die Buchgelehrten, die Hoffärtigen würden ohnehin nicht die Seligkeit erlangen.

Die Buchgelehrten wussten das nicht, aber die Frommen, die Erlösten, wussten es. Die Zeit war in aller Heimlichkeit an ihr Ende gelangt. Die Frommen würden in den Himmel emporgehoben werden, und wir, wir anderen, würden hier unten bleiben.

Es mutete nicht nur wie eine Gefahr an, sondern auch wie eine Drohung. Aber eigentlich war meine Großmutter aufrichtig traurig darüber, dass wir hier unten zurückgelassen werden würden, meine Mutter, mein Vater, und insbesondere ich. Sie war traurig, konnte aber nicht viel daran ändern.

Die Zeit würde bald an ihr Ende gelangen; einige würden emporgehoben und in einem Brunnen aus Licht gerettet werden. Andere nicht.

Dieses Gefühl, dass die Fenster starren. Es gilt, nicht zurückzustarren, es nicht zur Kenntnis zu nehmen. Sonst könnte bestimmt eine Art Unglück geschehen.

Es war ja Anfang der fünfziger Jahre, und die Kernladungen nahmen zu. War es so merkwürdig zu erwarten, dass die Geschichte an ein brutales Ende gelangen würde? Sie tut es ja nicht – das Brutale an der Geschichte besteht eigentlich gerade darin, dass sie nicht an ein Ende gelangen will.

Wenn ich in der Erinnerung ihre knöchigen Finger sehe, wie sie den Weg durch die Apokalypse weisen, fällt es mir schwer zu glauben, dass ich etwas so Altertümliches, etwas so Ursprüngliches und Uraltes erlebt habe. Meine Großmutter – die hundert Jahre alt wurde – und ihre Schwester, beide in den 1870er Jahren geboren, gehörten nicht in diese Zeit (Dampflokotiven und Kraftwerke stellten im Grunde genommen eine neue, eine dämonische

Ordnung dar), sie gehörten ins 17. Jahrhundert, oder vielleicht in die wildesten Jahre der lutherischen Reformation um 1520.

In ihren Gesichtern konnte ich die Spuren von vielem sehen, von Strapazen, Kümernissen, Enttäuschungen und Verlusten, aber auch die Spuren einer anderen, einer älteren Ordnung der Seele.